

Die Region – ein Passepartout!

Ute Wardenga

»Sie sind Franzose und heißen John?«. »Jean, wenn's dem gnädigen Herrn beliebt«, sagte der Neue. »Jean Passepartout eigentlich [...], weil ich die Kunst besitze, mich stets aus der Affäre ziehen zu können [...]. Ich war schon Straßensänger, Kunstreiter in einem Zirkus [...], dann war ich Turnlehrer ... und in meiner letzten Stellung war ich Feuerwehrwachtmeister in Paris. Ich kann mit beachtlichen Bränden aufwarten, bei denen ich mitmachte. [...] Weil ich nun das Familienleben kennenlernen wollte, bin ich jetzt Kammerdiener in England. Nun bin ich im Augenblickstellenlos und [...] habe mich [...] bei Ihnen gemeldet, in der Hoffnung, endlich ein ruhiges Leben führen zu können und vielleicht sogar meinen Übernamen, Passepartout, mit der Zeit vergessen zu können [...].«

»Passepartout gefällt mir«, ließ sich nun der Gentleman vernehmen. »Die Referenzen sind gut. Wieviel Uhr haben Sie?«, »Elf Uhr zweiundzwanzig«, antwortete Passepartout [...]. »Sie gehen vier Minuten nach. Aber das ist ja gleich. Wir müssen uns bloß die Differenzen merken. Also: Ab jetzt [...], Mittwoch, 2. Oktober 1872, sind sie mein Diener«. Und mit diesen Worten stand Phileas Fogg auf, ergriff mit der linken Hand seinen Hut, setzte ihn mit der Bewegung eines Automaten auf seinen Kopf, und dann verschwand er ohne ein weiteres Wort [...]. Passepartout war zum ersten Mal allein in dem Hause an der Savile Row.« (Verne 1974, S. 12-15)

Wahrscheinlich haben es einige Lesende längst bemerkt: Die Zitate stammen aus dem Roman *Reise um die Erde in achtzig Tagen*, den Jules Verne, einer der Begründer:innen der Science-Fiction-Literatur, 1873 unter dem Titel *Le Tour du Monde en 80 Jours* veröffentlicht hat. Selbst weit gereist, schrieb Verne seine spannend zu lesenden Bücher vorwiegend für ein eher jugendliches, gebildetes und fortschrittsoptimistisches Publikum. Dabei sparte er nicht mit stereotypisierenden Überzeichnungen seiner Charaktere. Phileas Fogg z.B. ist ein ausgesprochener Pedant mit der Neigung, seinen von Liebhabereien der britischen Oberklasse bestimmten Lebensalltag im Minutentakt zu regeln. Begabt mit einer gusseisernen Fähigkeit, sich zahllose Einzelheiten zu merken, hat er sich über die Jahre hinweg als ein ebenso exzessiver wie aufmerksamer Leser von renommierten Tageszeitungen ein unge-

heures Wissen über die rasant fortschreitende Verflechtung der Welt durch moderne Verkehrsmittel angeeignet. Was Globalhistoriker:innen heute als die Etablierung der *global condition* beschreiben, erlebt Phileas Fogg (wie Millionen seiner Zeitgenoss:innen in Europa) als eine noch nie da gewesene Beschleunigung. Kein Wunder also, dass er – um Kontrolle zu behalten – seinen Tagesablauf in das Prokrustesbett eines rigidien Zeitmanagements zwingt. Obwohl die Distanz zwischen seiner Wohnung in der Savile Row und seinem vornehmen Londoner Club nur wenige Gehminuten beträgt, hat keiner

»so wie er die Topographie der ganzen Welt im Kopf. Es schien keinen noch so abgelegenen Ort zu geben, über den er nicht besondere Kenntnisse hatte. Mit wenigen kurzen und klaren Worten stellte er hie und da die tausend im Club zirkulierenden Gerüchte über verlorene oder verirrte Reisende richtig. Und seltsam: die von ihm entwickelten Hypothesen schienen wie von einem zweiten Gesicht eingegeben, so genau gingen sie immer in Erfüllung. Das war sicher ein Mensch, der schon überall gewesen war – im Geiste wenigstens« (Verne 1974, S. 10).

Aus heutiger Sicht mögen die Liebhabereien des Phileas Fogg skurril anmuten. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts waren sie es nicht. Bereits seit den 1840er Jahren wuchs das Interesse bürgerlicher Eliten an Geographie sprunghaft. Fortschrittoptimistisch wurde jede Neuigkeit begierig aufgenommen und weiterverbreitet, nicht nur durch die Presse, sondern auch durch bürgerliche Vereine wie z.B. Geographische Gesellschaften. Sie gab eigene Zeitschriften heraus, die nicht nur Berichte von Reisenden oder zusammenfassende wissenschaftliche Abhandlungen über die Fortschritte in der Erforschung der Erde enthielten, sondern auch zahllose kleine Notizen. Diese brachten – quasi in Echtzeit – unter anderem auch Nachrichten, z.B. über die Eröffnung neuer Schifffahrtsrouten oder Bahnstrecken. Solche Kurzberichte wurden teils von auswärtigen Korrespondenten der Gesellschaften geschrieben, teils jedoch auch von ortsansässigen Mitgliedern. Sie alle durchforsteten exzessiv die Publikationen anderer Geographischer Gesellschaften und exzerpierten systematisch das, was an Nachrichten für die eigene Gesellschaft möglicherweise von Belang war. Man darf mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass es sich dabei um Menschen wie Phileas Fogg handelte. Sie alle pflegten ihre Liebe zu topographischen Neuigkeiten, blieben daheim und fühlten sich dennoch in der ganzen Welt zu Hause.

Topographische Ordnungen sind indessen schwerlich ohne Kartographie vorstellbar, weil sie das Medium ist, mit dem und durch das Daten zu *Orten* werden. Für Kartographen des 19. Jahrhunderts wurden deshalb die Fogg'schen Eigenschaften ausschlaggebend. Emotionslose Nüchternheit bei der Erhebung und Prüfung von Daten, akribische Genauigkeit und beständige Kritik bei deren kartographischer Verarbeitung einerseits; andererseits das unstillbare Verlangen, Karten zu

Trägerinnen komplexer Informationen zu machen, die von den Nutzenden dann als raumbezogene Darstellung irdischer Realität gelesen werden konnten.

August Petermann ist hierfür ein hervorragendes Beispiel. Als Kartograph 1844–1853 in Edinburgh und London tätig, machte er binnen weniger Jahrzehnte im beschaulichen Gotha den Verlag Justus Perthes zum Welt-Imperium einer mit Exaktheit und eigenständigem Stil überzeugenden Kartographie. Die von ihm initiierte und jahrelang herausgegebene Zeitschrift *Petermanns Geographische Mitteilungen* setzte über viele Jahrzehnte hinweg die Standards für eine neue, an Kartenpraktiken orientierte internationale Geographie. Sie erzog ihre Adepten zu Virtuosen eines auf dem Grundgerüst sicherer topographischer Kenntnisse aufgebauten Weltwissens. Dieses wurde (und wird zum Teil bis heute) skalar auf verschiedenen Maßstabsebenen angeordnet. Und diese Maßstabsebenen haben in essenzialisierter Form das *doing geographies* – zumal als *Länderkunde* – bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bestimmt.

Obwohl es von heute aus betrachtet abstrus wirkt, war Geographie als Länderkunde eine passende, weil pragmatische Antwort auf Herausforderungen der Globalisierung. Durch die für Länderkunde konstitutiven Kartenpraktiken setzte sich ein Temporalitätsregime durch, das auf die Permanenz der Gegenwart spezialisiert war. Paradoxe Weise hat diese Fokussierung den Blick für gleichzeitig vorhandene räumliche Differenzen geschärft. Weil nun erstmals genügend standardisiert erhobenes Daten- und Beobachtungsmaterial zur Verfügung stand, konnten Geographen Muster der Verteilung oder Verbreitung von verschiedenen Phänomenen erkennen und vergleichende Hypothesen für deren Erklärung formulieren. Bereits seit den 1880er Jahren wurde Geographie daher international als eine Raumwissenschaft betrieben. Zumaldest in Mitteleuropa und in den englischsprachigen Ländern vermied sie es gezielt, allzu eng mit der Geschichtswissenschaft zusammenzuarbeiten. Sie emanzipierte sich auch von der Geologie, indem sie Geomorphologie erfolgreich als neues Forschungsfeld (insbesondere des Eiszeitalters) ausbaute. Die für den Schulunterricht benötigten länderkundlichen Regionalisierungen beruhten daher vor allem auf Forschungsergebnissen der Geomorphologie und Klimageographie. Sie arbeiteten mit Naturräumen als stabilen Einheiten in einer zehntausende von Jahren umfassenden Gegenwart. Die von dieser Regionalen Geographie beschriebenen, skalar gestuften Räume vermittelten daher die Vorstellung von Dauer, Stabilität und Beständigkeit. Das wäre zweifellos auch einem Phileas Fogg entgegengekommen. Allerdings verfolgte Geographie als Länderkunde noch ein weiteres Programm. Hier ging es darum, die Vielfalt irdischer Natur und menschlicher Kulturen zur Anschauung zu bringen. Damit sind wir in der Welt von Jean Passepartout angelangt.

Dieser musste zu seiner größten Überraschung noch am Abend des 2. Oktober 1872 realisieren, dass es mit dem ersehnten ruhigen Leben erst einmal nichts werden würde, weil Phileas Fogg eine ziemlich waghalsige Wette eingegangen war, die

einen überhasteten Aufbruch noch am selben Tag notwendig machte. Mit Passepartout hat Verne eine komplementäre Figur kreiert, die (als Franzose) insbesondere die Sympathien des lesenden jugendlichen Publikums auf sich zog; denn der Autor schickt Passepartout immer wieder auf Erkundungstouren, auf denen er viel erlebt. Gleichzeitig geben diese Ausflüge Jules Verne die willkommene Möglichkeit, entlang der Reiseroute ein paar Sätze wie die folgenden einzuflechten:

»Wie gewohnt bummelte Passepartout unter der Menge am Quai umher, sah Vertreter der Somali, der Banianer, der Parsen, der Juden, der Araber und natürlich auch der Europäer, denn all diese Rassen machen die Bevölkerung von Aden aus, das 25.000 Einwohner zählt. Er bestaunte die Festungswerke, die diese Stadt zum Gibraltar des Indischen Ozeans gemacht haben, er bewunderte die großartigen Zisternen, an denen heute englische Ingenieure die Arbeit der Ingenieure des Königs Salomo – zweitausend Jahre später! – weiterführen. ›Merkwürdig! Sehr, sehr merkwürdig!‹ murmelte Passepartout vor sich hin, als er wieder an Bord ging. ›Mir fällt auf, dass es nicht ganz umsonst ist, eine Reise zu machen, wenn man was Neues sehen will.‹« (Verne 1974, S. 54)

Im Gegensatz zu Phileas Fogg geht es Passepartout also um den Blick auf Land und Leute und die Individualität von Orten. Für ihn ist die Erdumrundung nicht bloß eine Frage der »rationellen« (Verne 1974, S. 116) Überwindung von Distanzen, sondern eine Kette von überraschenden Momenten, auf die er situativ reagiert, in denen er lernt und dabei nicht unerheblich von seiner Wendigkeit und seiner Lebensorfahrung in unterschiedlichen Berufen profitiert. Erstaunlicherweise verfügt Passepartout im Roman über viele Eigenschaften, die sich auch mitteleuropäische Geograph:innen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zuschrieben, wenn es z.B. in Festschriften und Nachrufen darum ging, Kollegen zu würdigen, die sich besonders um die Weiterentwicklung der Regionalen Geographie verdient gemacht hatten. Selbst wenn man die quellentypischen Neigungen zur Erzählung von Helden Geschichten kritisch in Rechnung stellt, bleiben doch vier grundsätzliche Regeln, die es in der Regionalen Geographie zu beachten galt. Erstens: Jeden Aufenthalt nutzen, um Orte selbst zu erkunden. Mit der einheimischen Bevölkerung ins Gespräch kommen. Zweitens: Dort hingehen, wo andere noch nicht gewesen sind, selbst wenn dies mit Unannehmlichkeiten und Umständen verbunden ist. Drittens: Sich Zeit nehmen, um ein Gespür für das Alltagsleben von Menschen zu entwickeln, auch der sozial schlechter Gestellten. Viertens: Jeden Abend die Beobachtungen akribisch notieren, dabei vor allem das Unerwartete und/oder das bisher Unbekannte festhalten.

Wenn man Anthropomorphisierung hier als narratives Stilmittel zulassen möchte, dann kann man das bisherige *Leben von Region* in der Geographie so bunt erzählen wie das Leben der Romanfigur Passepartout. Denn als Zuschreibung für Räume hat auch *Region* bereits unterschiedliche Berufe ausgeübt. Im letzten

Drittel des 19. Jahrhunderts, also zur Zeit der internationalen Institutionalisierung der Geographie an Hochschulen, war sie erst eine etwas kümmерliche Straßen-sängerin, die vorwiegend ältere, vom Hörensagen übernommene Moritaten über Heimaträume eigenartiger Menschen zu Gehör bringen durfte. Dann wurde sie Kunstreiterin im Zirkus der Länderkunde. Dort hatte sie die Aufgabe, dem staunenden Publikum vorzuführen, dass Menschen zwar von Geschöpfen der Natur abhängig sind, man diese Geschöpfe aber durch Dressurakte auch dazu bringen konnte, Menschen zu dienen. Besonders erfolgreich war sie mit dem Programm *Kulturen der Dressur*. Dort zeigte sie nämlich, wie verschiedene Völker in unterschiedlichen Erdteilen differente Methoden der Dressur entwickelt hatten. Dabei ließ sie es an Exotik und stereotypischer Darstellung nicht fehlen. Der Clou des Programms bestand darin, dass die Pferde ihr erst dann gehorchten, wenn sie zum Schluss in europäischer Bekleidung auftrat. Während sie in Kleinstädten die weiße Siedlerin spielte, gab sie in Großstädten den Kolonialoffizier. Der Erfolg war jedes Mal überwältigend.

Nachdem der Zirkus, in dem sie gearbeitet hatte, im Ersten Weltkrieg bankrott gegangen und ihre Pferde zum Militärdienst eingezogen worden waren, verdiente sie in der Zwischenkriegszeit als Turnlehrerin der *Landschaft* ihren Lebensunterhalt. Dem reformpädagogischen Zeitgeist entsprechend legte sie nun besonderen Wert auf eine möglichst ausgewogene Persönlichkeitsentwicklung. Obwohl sie vorwiegend in Mittel- und Osteuropa arbeitete, hatte sie auch eine eigene Fangruppe in den USA. Ihre Trainingserfolge erregten Aufsehen, weil sie nämlich ihre Schützlinge als ganzheitliche Wesen betrachtete, deren Körper als Natur und deren Geist als Kultur es gleichermaßen zu trainieren galt. Ihr besonderes Geheimnis lag wieder darin, dass sie mit neuen Methoden arbeitete. Sie ermunterte ihre Schüler:innen nachdrücklich, sich den Ablauf einer Übung als prozesshaftes Geschehen vorzustellen. Dabei sollten sie sich die immer neuen Verflechtungen von Natur und Kultur sequenziell-bildlich vorstellen und hierbei auch Emotionen durch Körperllichkeit zum Ausdruck bringen. Das kam bei Wettkämpfen vor Publikum und in der Ausbildung von Turnlehrer:innen für Schulen besonders gut an.

Der Zweite Weltkrieg veränderte ihr Weltbild von Grund auf. Nach seinem Ende musste sie einsehen, dass sie aufgrund eigener Naivität politisch instrumentalisiert worden war und so auch mitgeholfen hatte, die NS-Diktatur aufrechtzuerhalten. Das wollte sie anfangs zwar nicht wahrhaben, kam aber in den 1950er Jahren zur Überzeugung, dass sie möglicherweise wieder als *Region* eine Zukunft haben könnte. Um wenigstens die Grundausbildung im Zivilschutz eines demokratischen Gemeinwesens zu bekommen, ging sie nun zur Feuerwehr. Zuerst arbeitete sie in der Abteilung *Raumplanung*. Hier war sie über mehr als zwei Jahrzehnte vollauf damit beschäftigt, eine etwas in die Jahre gekommene Großstadtwache funktional zu modernisieren. Dabei hatte sie erhebliche Kämpfe auszustehen, weil sich ein Teil der mächtigen Oberbrandmeister gegen die von ihr vorgeschlagenen, mehr tech-

nisch orientierten Maßnahmen zur Neuorganisation energisch wehrten. Richtig Karriere machte sie erst, als ein Großteil der verbeamteten Blockierer im Pension ging. Jüngere folgten nach, die die von ihr vorgeschlagene funktionale Differenzierung von Raum als Region für den richtigen Weg hielten, um das gesamte Feuerwehrwesen zu modernisieren. Das gelang nach einigen Anlaufschwierigkeiten sehr gut. Denn nun gab es eine Reihe von Spezialist:innen, die genügend angewandtes Wissen besaßen, um unterschiedliche Typen von Bränden zu löschen. Eigentlich war sie bei der Feuerwehr nun überflüssig geworden. Sie entschloss sich deshalb anfangs der 2000er Jahre zu einem erneuten Wechsel, auch weil sie sich ein etwas beschaulicheres Leben wünschte.

Sie hatte nämlich mitbekommen, dass aus einem zunächst im anglophonen Raum arbeitenden Start-up mittlerweile ein international agierender Konzern geworden war. Also bewarb sie sich bei der *Neuen Kulturgeographie*, nicht zuletzt, weil sie gehört hatte, dass es dort Menschen gab, die sich für die Konstruktion von Regionen interessierten. Sie hoffte, dass sie diese Menschen arbeitstechnisch etwas entlasten könnten. Allerdings staunte sie nicht schlecht, als sie das neue Bürogebäude in bester Innenstadtlage betrat, wo die Firma gleich mehrere Stockwerke mit stilischen Coworking Spaces gemietet hatte. Hier war es ganz anders als bei der Feuerwehr. Die neuen Kolleg:innen kamen aus aller Welt und den unterschiedlichsten Fächern. Alles in allem herrschte ein legerer Ton mit unterschwellig *woker* Grundierung. Also verlegte sie sich erst einmal auf teilnehmende Beobachtung. Das konnte sie ja schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie nahm sich vor, insbesondere den Gebrauch und die Semantik des Regionsbegriffs zu beobachten. Dabei realisierte sie mit der Zeit, dass dieselbe Buchstabenfolge R-E-G-I-O-N von verschiedenen Sprecher:innen mit unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen benutzt wurde. Als sie das in einem Meeting ansprach und darauf hinwies, dass für Geograph:innen *Region* nicht gleich *Region* sei, wurde sie von einem Kollegen barsch angegangen. »Merk dir eins!«, konstatierte er, »Die Region gehört nicht der Geographie!« – »Das mag schon sein«, gab sie zurück, »aber wir können sie am besten, weil wir nämlich verstanden haben, dass Region heute nicht mehr als Kollektivsingular funktioniert.« In diesem Moment dämmerte ihr, dass es mit einem bequemen Leben im Hause der *Neuen Kulturgeographie* wohl nichts werden würde. Sie musste also die Flucht nach vorne antreten.

Der vorliegende Sammelband ist meines Erachtens so eine Flucht nach vorne. Er hat verstanden, dass es unsinnig geworden ist, über *Region* weiterhin im Kollektivsingular nachzudenken, weil dieselbe Buchstabenfolge nicht automatisch dasselbe bedeuten muss. Damit provoziert er so manche Erwartungen, die Lesende gegebenenfalls voraussetzungsvoll haben können, wenn sie mit der Lektüre beginnen. Wahrscheinlich werden manche enttäuscht werden. Eine entsprechende Rezension in der Variante »16-Ender« könnte dann unter Umständen wie folgt aussehen:

Dieses im Prinzip verdienstvolle Buch mit seinen zahlreichen zum Nachdenken anregenden Essays ist im Gebrauch leider etwas umständlich. Mir hat sich bei der Lektüre nicht so recht erschlossen, warum die Herausgeber:innen auf eine Einleitung, die die Beiträge kurz vorstellt und zueinander in Verbindung setzt, verzichtet haben. Eine solche Einführung hätte idealerweise als eine Art Leseanleitung fungieren können, zumal allen Aufsätzen ein Abstract fehlt und nur wenige Autor:innen sich am Ende ihrer Beiträge zu einer (Art von) Zusammenfassung durchringen können. Zwar sind die meisten Texte durch Zwischenüberschriften gegliedert. Allerdings hätte man sich doch dringend mehr visuelles Material in Gestalt z.B. von aussagekräftigen Diagrammen, Karten oder Fotos gewünscht. Das hätte nicht nur das Verständnis mancher Beiträge erleichtert, sondern auch die Bleiwüste dieses Druckwerks etwas erträglicher gemacht. Die Texte sind meistenteils gut geschrieben und daher durchaus für den Gebrauch in der Praxis und in der universitären Lehre geeignet. Allerdings übertreiben es einige Autor:innen mit ihrem essayistischen Stil. Besonders störend finde ich die mehrfach auftauchende Anthropomorphisierung von Regionen, die nun offenbar wieder als handelnde Akteur:innen auftreten dürfen. Solche Essenzialisierungen sollten wir doch schon längst hinter uns gelassen haben! Ich empfehle daher nachdrücklich, gelegentlich ein paar Schriften von Gerhard Hard zu lesen. Alles in allem gibt der hier zu besprechende Band einen gewissen Überblick über die »Landschaft« der aktuell debattierten Regionsbegriffe. Wie hilfreich dieses A-Z-Kompendium von Regionen ist, mögen Berufene entscheiden. Immerhin gilt aber mit Goethes Faust I, Vers 97: »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen«.

Ich gebe zu, dass ich beim Lesen der Texte, die aus Graz nach und nach bei mir ankamen, auch spontan gedacht habe: »Meine Güte – eine systematische Einleitung und eine entsprechende Sortierung wären schon hilfreich...« Je mehr Text ich aber las, desto weniger fand ich, dass das eine gute Idee wäre – denn dann müsste man sich immer auch fragen: Wessen woraufhin hergestellte »Ordnung« wäre dann richtig? Und: Welche Hierarchisierungen, Asymmetrisierungen, In- und Exklusionen würde man sich implizit damit einkaufen, wenn man einer solchen Einleitung folgte? Mittlerweile finde ich die Anordnung der Beiträge, wie sie ist, perfekt. Und zwar gerade deshalb, weil sie es den Nutzer:innen des Buches überlässt, die eigene Wahl zu treffen und zu entscheiden, welche Beiträge aus ihrer je spezifischen Perspektive wichtig sind und welche nicht.

Eine solche Wahl kann zweifellos zielführend sein, wenn man den Band unter spezifischen inhaltsbezogenen Forschungsfragen, z.B. eines angewandten Projekts oder unter dem Zeitdruck einer Qualifizierungsarbeit nutzt. Das wäre dann allerdings eher die Phileas-Fogg-Variante einer Lektüre, die es vorzieht, bei gewohnten Routinen zu bleiben. Wer das nicht möchte, darüber hinaus auch bereit ist, sich gelegentlich überraschen zu lassen, kann sich im Stil von Jean Passepartout auf

eine Reise durch das unbekannte Terrain des Buchs begeben. Dabei ist der gerade Weg von A-Z wahrscheinlich nicht der schnellste. Es lohnt sich deshalb, assoziative Umwege zu machen.

Dabei sollte man sich vom Tohuwabohu der vorgestellten Regionsbegriffe und ihren differenten Bedeutungshorizonten nicht irritieren lassen. Sie sind keine Fata Morganen in einer Bleiwüste, sondern ganz normale Spiegelungen, die auch in der (internationalen) Geographie regelmäßig dann zu beobachten sind, wenn sich Globalisierungsprozesse verändern und neue globale Raumordnungen entstehen. Auffällig ist dabei eine Proliferation, das heißt der vervielfachte Gebrauch eines Raumbegriffes oder einer bestimmten Gruppe von Raumbegriffen, die (scheinbar plötzlich) alles Mögliche, und das auch noch aus unterschiedlichen Perspektiven, bedeuten können. Dabei handelt es sich keineswegs um bloße wissenschaftliche Spielereien, weil auch der Diskurs einer breiteren Öffentlichkeit zu diesen Proliferationen beiträgt. Es geht also um mehr als nur um eine akademische Mode, nämlich: um eine Art Generalschlüssel, der – als Passepartout – in viele Schlösser passt.

Schon seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert war der Begriff der Region ein solcher Generalschlüssel. Er hat z.B. als *Landschaft* in der Zwischenkriegszeit mit seinen stark historisch grundierten Bedeutungshorizonten passende Antworten auf die nach dem Ersten Weltkrieg entstandene neue globale Raumordnung bereitgehalten, gerade dort, wo wie im mittleren und östlichen Europa nach dem Zusammenbruch von Imperien neue Nationalstaaten entstanden. Seit den 1960er Jahren war er das Medium der Modernisierung zunächst in der angewandt arbeitenden (internationalen) Geographie. Sie hat ihn funktionalistisch ausdifferenziert und damit auch ein Stück weit pluralisiert. Entstanden ist dadurch eine ziemlich eigenständige Geographie, die im Unterschied zur alten (schultauglich sein müssten) Regionalen Geographie neue Wege gehen konnte. Diese Geographie zielte auf eine bessere Zukunft in einer räumlich besser, weil funktional und/oder arbeitsteilig organisierten Welt. Seither ist es immer schwerer geworden, zu behaupten, der Kollektivsingular *der Region*, wie er für die alte Regionale Geographie stilprägend war, könne noch immer dazu beitragen, auf gegenwärtige und zukünftige gesellschaftliche Probleme zufriedenstellende Antworten zu geben. Die konstruktivistische Wende der 1990er Jahre hat das Ende des Kollektivsingulars zwar beschleunigt, sich jedoch nicht vom Regionsbegriff verabschiedet. Nun ging (und geht) es darum, raumbezogene Herstellungsprozesse beobachtbar zu machen und hierbei auch die Rolle raumbezogener Sprachen und Medien als Teil gesellschaftlicher Aushandlungs- und Deutungsprozesse zu reflektieren.

Der vorliegende Band tut das, indem er in eindrucksvoller Weise zeigt, wie unterschiedlich der Begriff Region in differenten gesellschaftlichen Zusammenhängen genutzt werden kann und dabei erstaunlicherweise ein unglaubliches Potenzial entfaltet, jeweils spezifischen Sinn zu generieren. Begriffe, die das können, wer-

den mittlerweile *floating signifiers* genannt. Ihr besonderes Merkmal besteht darin, dass sie zwar als Wörter stabil bleiben, jederzeit jedoch mit neuen Bedeutungen aufgeladen werden können. Sie besitzen mithin nicht aus sich selbst heraus Sinn, sondern fungieren als dessen Träger. Sie sind daher offen für differente Imaginationen, Interpretationen und Kontexte und behalten trotzdem ihre Anmutung des (ganz) Konkreten. Solche Begriffe sind für die einen ein Horror und für die anderen ein Glücksfall der Kommunikation. Phileas Fogg hätte wahrscheinlich das eine für richtig gehalten, Jean Passepartout dagegen das andere.

Literatur

- Verne, J. (1974). *Reise um die Erde in achtzig Tagen*. Aus dem Französischen von Erich Fivian. Zürich: Diogenes.

